

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 110.

Berlin, Sonnabend den 13. September

1845.

Nord-Amerika.

Staat und Kirche in Nord-Amerika.

In einer Zeit, wie die unfrige, wo die religiösen Interessen so vorherrschend die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigen und namentlich die Fragen, die das Verhältnis zwischen Kirche und Staat betreffen, eine so außerordentliche Wichtigkeit erlangt haben, verdient gewiß eine Schrift, wie die des amerikanischen Geistlichen Robert Baird „über die Religion in den Vereinigten Staaten“, die höchste Beachtung. Bekanntlich ist Nord-Amerika dasjenige Land, wo zum ersten Male in der Weltgeschichte das System der Freiwilligkeit oder der gänzlichen Unabhängigkeit der Religion vom Staat, und zwar keinesweges zum Nachtheil der Religion, seine Verwirklichung gefunden hat. Der Verfasser des genannten Werks schildert uns, wie dieses Prinzip dort allmählig zur Herrschaft gekommen, und wir erlauben uns, aus diesem lehrreichsten Theile seiner auch bereits von L. Burnier in das Französische übersehten Schrift hier Einiges mitzutheilen.

Zuerst giebt uns der Verfasser einen geographischen Ueberblick Nord-Amerika's. Sodann macht er uns mit den Ureinwohnern bekannt, die zur Zeit, als die europäischen Niederlassungen begannen, in acht verschiedene Racen getheilt, im Osten des Mississippi wohnten, während gegenwärtig nur noch hunderttausend Individuen von ihnen übrig sind, welchen die Regierung der Union einen großen Landstrich westlich vom Missouri und Arkansas zum Wohnplatz angewiesen hat. Es folgt dann eine kurze Geschichte der Kolonisierung: bekanntlich sind hundertfünfundzwanzig Jahre verflossen von der Gründung Virginien's im Jahre 1607 bis zu der von Georgien (1732). Die Auswanderung nach dem Mississippi, oder die Kolonisierung des Innern, hat erst vor 63 Jahren begonnen; dieselbe bewegt sich von Osten nach Westen, ohne eine Seitenrichtung nach rechts oder links einzuschlagen. Es sind hauptsächlich Individuen angelsächsischer Abstammung, welche Neu-England und die Staaten New-York, Neu-Jersey, Delaware und Pennsylvanien kolonisiert haben; die Bevölkerung der südlichen Staaten ist eine gemischtere. Als charakteristische Züge der Amerikaner im Allgemeinen bezeichnet Herr Baird Beharrlichkeit, ersten Sinn, Gastfreundschaft und individuelle Thätigkeit, worunter er die Reizung versteht, mehr auf die eigene Kraft als auf den Beistand der Regierungen zu zählen; diese Züge scheinen ihm hinreichend, um den Anspruch dieses Volks auf einen National-Charakter zu rechtfertigen, obgleich man ihm zuweilen einen solchen abgesprochen hat. Wie sollte auch die verschiedene Abstammung der Entwicklung eines National-Charakters auf lange Zeit hinderlich seyn, wenn ein ganzes Volk durch die Lokal-Verhältnisse auf eine und dieselbe Art von Thätigkeit angewiesen ist?

Die Kolonisierung eines großen Theils von Nord-Amerika hängt bekanntlich mit den Religions-Verfolgungen zusammen, deren Schauplatz England im 17ten Jahrhundert war. Herr Baird erzählt hier die Ereignisse, welche eine Anzahl von Puritanern veranlaßten, zuerst in Holland, dann jenseits des Oceans ein Asyl zu suchen. Die beiden Fahrzeuge, welche die Ersten dieser Auswanderer nach Amerika hinübertrugen, liefen am 22. Dezember 1622 in den Hafen des Kap Cod ein. Man zeigt noch den Felsen, auf welchem sie landeten und mit welchem gewissermaßen die Kolonisierung Neu-Englands anfang. Bevor sie den Fuß ans Land setzten, hatten sie sich durch einen feierlichen, mit ihren Unterschriften versehenen Vertrag unter einander verbunden; sie erklärten darin, die Reise unternommen zu haben „zum Ruhme Gottes, zur Verbreitung des christlichen Glaubens und zur Ehre ihres Königs und ihres Vaterlandes, um in diesem Lande eine erste Kolonie zu gründen“, und fügten hinzu, „daß sie sich vor Gott unter einander verbänden, um nur Eine bürgerliche und politische Körperschaft zu bilden“. Dies waren die Anfänge der Kolonie Plymouth, der ältesten von Neu-England. Es herrschte hier eine vollkommene Vermischung des geistlichen und weltlichen Regiments; die Angelegenheiten der Kirche wurden hier ganz wie alle übrigen behandelt; es ist dies ein Punkt, der wohl zu beachten ist.

Den politischen Unruhen Großbritanniens muß man das schnelle Wachstum der Kolonien Neu-Englands während der ersten zwanzig Jahre zuschreiben; 21,000 Kolonisten kamen während dieser Zeit hinüber. Von 1640 bis 1660 dagegen, in der Zeit der großen Parlaments-Kriege und des Cromwell'schen Protektorats, nahm die Bevölkerung eher ab als zu. Um die auf die Colonisation bezüglichen Thatsachen in ihrem Kontrast darzustellen, erzählt sie Herr Baird weder in chronologischer, noch in geographischer Ordnung: er geht von den Kolonisten Neu-Englands zu denen des Südens und von diesen

zu den Kolonisten der zwischen inne liegenden atlantischen Staaten über. Im Norden sind die Flüchtlinge vorzüglich Rundköpfe, im Süden Kavaliere: die Einen wandern aus, um ihrem Glauben treu zu bleiben, die Anderen, um dem gleichzeitigen Sturz von Thron und Altar auszuweichen. Die in der Mitte liegenden Staaten verdankten ebenfalls der Religion einen großen Theil ihrer Bewohner, und man kann im Allgemeinen sagen, daß die Verfolgung die Vereinigten Staaten bevölkert hat. Wurde eine Sekte in Europa verfolgt, so floh sie nach der neuen Welt: Maryland wurde von Katholiken, Pennsylvanien von Quäkern kolonisiert; die französischen Hugenotten und selbst die polnischen Dissidenten lieferten ebenfalls ihr Kontingent. Die meisten Kolonisten waren Protestanten. Nicht Alle hatten freilich ihr Vaterland aus Religionsgründen verlassen; viele Auswanderer wurden bloß von dem Wunsch, sich zu bereichern, getrieben; aber selbst diese waren meist in Bezug auf Sittlichkeit den Hausen, die in unseren Tagen sich auf Amerika stützen, weit überlegen.

Zur Zeit der ersten Auswanderungen gab es kein christliches Land, wo die Kirche nicht eng mit dem Staat verknüpft war und wo man nicht glaubte, daß beide Institutionen dazu bestimmt seyen, sich gegenseitig zu stützen. Die ersten Kolonisten waren weit entfernt von dem Gedanken, die Verbindung, die sie überall zwischen der Kirche und der weltlichen Gewalt bestehen sahen, aufzuheben; ihr eifrigster Wunsch ging vielmehr dahin, politische Gesellschaften zu gründen, deren Verfassung die Fortschritte der Frömmigkeit am meisten begünstigte. Die Kirchen, die sich in Neu-England bildeten, nahmen fast alle die Form an, die man in den Vereinigten Staaten den Congregationalismus nennt; weit entfernt, ohne offizielle Verbindung mit dem Staat zu bleiben, unterhielten sie vielmehr ein sehr enges Verhältnis zu ihm. Ueberall sah man die Gesetzgebung für die Bekreitung der Kultuskosten Sorge tragen. In der Kolonie der Massachusetts-Bay nahm man im Jahre 1631 folgendes Gesetz an: „Damit die Gesamtheit der Bürger nur aus rechtschaffenen und guten Menschen bestehe, soll Keiner von nun ab politische Rechte genießen, wenn er nicht Mitglied einer der Kirchen der Kolonie ist.“ Die Kolonisten von Maine, New-Haven und Connecticut gaben ähnliche Gesetze. In den Kolonien des Südens hatte die Verbindung von Staat und Kirche die furchtbarsten Folgen: die Charte Jakob's I., durch welche Virginien einer Gesellschaft überlassen ward, bestimmte ausdrücklich, daß die Anseher sich den Lehren und Gebräuchen der anglikanischen Kirche unterwerfen und ihren Glauben an die vom Souverain bekannten Dogmen eidlich bekräftigen müßten. Die Gesellschaft ging bei Abfassung der Gesetze für die Kolonie ganz in den Geist dieser Charte ein; nach dieser Gesetzgebung, die glücklicherweise bald außer Gebrauch kam, war Galeerenstrafe auf die Vernachlässigung des Gottesdienstes, Geld- und Peitschenstrafe auf das Unterlassen der häuslichen Gebete gesetzt; den Fluchern sollte die Zunge durchschnitten, und die, welche gegen einen von den Artikeln des christlichen Glaubens sprachen, mit Tode bestraft werden. Es war dies ganz das System, das so lange in Europa die Oberhand gehabt. Selbst als diese Gesetze außer Gebrauch kamen, blieben doch die Bestimmungen, welche die Nichtübereinstimmung mit den Artikeln der anglikanischen Kirche und die Versäumung des Kirchenbesuchs bestrafte, noch lange in Kraft. Die gleichen Privilegien einer Staatskirche genoss die Episkopalkirche in Maryland, in den beiden Carolinen und in New-York. Gegen das Ende der Kolonial-Periode waren nur zwei Provinzen, Rhode-Island und Pennsylvanien, wo die weltliche Gewalt nicht ihren Einfluß im Interesse einer privilegierten Kirche geltend machte; überall anderwärts hatte ein bestimmtes kirchliches System die Herrschaft oder den Vorrang, im Norden der Congregationalismus, im Süden das Episkopat.

Herr Baird untersucht mit vieler Unparteilichkeit die guten und schlechten Resultate dieser Verbindung von Kirche und Staat in Amerika. Allerdings wurde dadurch den Kolonisten frühzeitig die Verkündigung des Evangeliums gesichert; aber er ist überzeugt, daß auch ohne den Beistand des Staats die Kolonisten, deren religiöse Auswanderungsmotive man kennt, für jene Verkündigung gesorgt hätten. Auch hat jene Einheit von Kirche und Staat während der ersten Zeiten dazu gedient, von den Kolonien des Nordens, wo der Congregationalismus die Form der Staats-Religion war, diejenigen, die einem anderen kirchlichen System zugethan, so wie die unruhigen Individuen, die dem ersten Zweck der Gründer fremd waren, zu entfernen. Dies sind die von unserem Verfasser hervorgehobenen Vortheile. Was die Nachteile der Union betrifft, so darf man nur daran erinnern, daß aus der Vermischung des Weltlichen und Religiösen gehässige Verfolgungen hervorgingen. Herr Baird führt dafür viele Beispiele an. Die Geschichte von Massachusetts,

wo jeder irreligiöse Akt für ein bürgerliches Vergehen angesehen wurde, besteht nur aus einer Reihe von Handlungen der Intoleranz: man verbannte die Ketzer jeder Art; man verstümmelte die Quäker; nur die Mitglieder der Staats-Kirche genossen politische Rechte. Ein amerikanischer Geschichtsschreiber bemerkt sehr richtig: „Die Existenz einer ausschließenden National-Kirche erzeugte bei den Congregationalisten von Massachusetts eben dieselben Leidenschaften, durch welche sich ihre Verfolger geschändet hatten, und so nahmen sie es gewissermaßen auf sich, jenen Laub, der sie so schrecklich behandelt hatte, zu entschuldigen.“ Aber dieser Zustand der Dinge konnte nicht von Dauer seyn; daher kam es, daß der Gesetzgeber, der auf der einen Seite nicht intolerant seyn, auf der anderen aber die Verbindung mit der Kirche nicht aufgeben wollte, das Wesen der letzteren durch eine Reihe von Maßregeln entstellte, welche zur Wirkung hatten, ihre Interessen denen des Staats zu opfern. Statt das Gesetz aufzuheben, welches nur den Mitgliedern der Kirche den Genuß der politischen Rechte bewilligte, erklärte man Alle, welche die Taufe empfangen hatten, für Mitglieder der Kirche. Die Folge dieses Gesetzes war, daß, um eine Art Gleichgewicht zwischen der Zahl der Kommunikanten und der der angebliehen Mitglieder wieder herzustellen, ein Theil des Klerus dem Abendmahl seine höhere Bedeutung nicht mehr zu erhalten wagte und dasselbe als ein bloßes Gnadenmittel darstellte, an dem fast Jeder Theil zu nehmen berufen sey. Das Gesetz forderte die Unterhaltung des offiziellen Kultus durch eine Besteuerung, die von allen Einwohnern erhoben wurde; so lange man die Kolonie nur als aus Mitgliedern der Staats-Kirche bestehend ansah, war dies sehr folgerichtig; aber als die Regierung in dieser Beziehung nachsichtiger ward, erschien diese Bestimmung unerträglich: es trat nun ein Gesetz ein, welches, ohne irgend Jemanden von der zur Erhaltung der Religion bestimmten Steuer zu befreien, jeden Bürger ermächtigte, seinen Beitrag nach seiner Einsicht zu verwenden. Es versteht sich von selbst, daß die Feinde des Evangeliums, genöthigt, die Kultussteuer zu zahlen, sie vorzugsweise zur Befolgung der Lehrer verwendeten, die sich am meisten von der Verkündigung desselben entfernten; so kam es, daß diese Steuer die Kirche verard, die sie zu stützen bestimmt war. Ein letzter Schritt blieb noch auf dieser Bahn zu thun übrig; man that auch ihn wie die anderen:

„Vor fünfundsanzig Jahren“, sagt Herr Baird, „erklärte der oberste Gerichtshof von Massachusetts den alten Unterschied zwischen Kirche und Kirchspiel für gesehlich abgeschafft, so daß die Gesamtheit der Steuerpflichtigen, ohne irgend eine Art von Gegengewicht, über die wichtigsten Fragen des religiösen Gebiets zu entscheiden hatte. Wenn ein evangelischer Pastor mißfiel, so zog man seinen Gehalt ein und rief einen Universalisten oder Sozinianer an seine Stelle. Die Folge davon war, daß die Majorität der wirklichen Kirche sich oft genöthigt sah, den Tempel, in welchem ihre Väter dem Herrn ihre Anbetung dargebracht, zu verlassen, sich anderwärts ein Bethaus zu bauen und durch freiwillige Steuern den alten Kultus zu unterhalten, während die neue Lehre allein den Schutz und die Hülfsgelder des Staates empfing. Es ist nicht zu sagen, wie weit das Uebel gegangen wäre, wenn die Union von Staat und Kirche nicht endlich im Jahre 1833 in Massachusetts aufgehoben worden wäre.“

„Dieses Faktum“, bemerkt hierzu der Semeur, bei Besprechung des Bairdschen Werks, „ist äußerst interessant und sehr lehrreich. Die Erhebung der „Lichtfreunde“ in Preußen und Sachsen hat keinen anderen Zweck und Sinn: man ist in Deutschland wie ehemals in Massachusetts zur Vermischung des Kirchspiels und der Kirche gekommen, dem unvermeidlichen Endresultat der Verbindung von Kirche und Staat. Wenn diese Ansicht allgemein zugegeben wird, wie kann man Ublisch und seinen Anhängern ein Verbrechen daraus machen, daß sie die Konsequenzen derselben ziehen wollen? Wenn das Kirchspiel die Kirche ist, warum soll das Kirchspiel nicht über die Glaubensfragen entscheiden, und wenn die Mitglieder desselben nicht einig werden können, warum soll die Wahrheit nicht wie jede andere Frage eine Majoritätsfrage seyn? In der That ist es so in allen Nationalkirchen; der einzige Unterschied in Deutschland ist der, daß das System sich erst formulirt. Wir zweifeln nicht an seinem Siege und werden uns keinesweges darüber beklagen; man wird fast überall in Europa durch alle Phasen des Irrthums hindurch gehen müssen, ehe man sich zu dem heroischen Mittel entschließen wird, das von Massachusetts so spät angenommen worden.“

Die Trennung der Kirche und des Staats in Nord-Amerika war nicht etwa die unmittelbare Folge der Unabhängigkeitserklärung, wie Viele glauben. Ein Artikel der Bundesverfassung untersagt dem Kongreß, „der Religion die Sanction des Gesetzes zu geben oder ihre Ausübung zu hemmen“; aber dieser Artikel, der sich übrigens nicht in der zuerst angenommenen Constitution befand, beschränkt keinesweges die einzelnen Staaten in dieser Beziehung. Die Trennung war also nicht das Ergebnis der politischen Revolution, noch eine jener Maßregeln, zu der man sich in den großen sozialen Krisen hinreißen läßt, ohne daß man recht die Noth gehabt, sich davon Rechenschaft zu geben; vielmehr war sie für jeden einzelnen Staat das Resultat der erworbenen Erfahrung, eines Spezialvotums, sie war ein freiwilliger und wohlüberlegter Bruch mit einer Vergangenheit, deren Gesetz man nur allzu lange ertragen hatte.

Virginien gab das Beispiel: hier wie anderswo hatte das Monopol eine laze Observanz und diese wieder die Entstehung von Dissidenten-Gemeinden zur Folge. Unmittelbar nach der Unabhängigkeitserklärung richtete das Presbyterium von Neu-Hannover an die General-Versammlung einen bewundernswürdigen Brief, den Herr Baird uns mittheilt und den man als die beredteste Verteidigungsschrift zu Gunsten jener großen Sache betrachten kann. Zum ersten Male sagte man einer Regierung: „Erlaubet uns, euch vorzustellen, wie schädlich die National-Kirchen den zeitlichen Interessen der Staaten sind.“

Zum ersten Male wagte man hinzuzufügen: „Es scheint uns nicht, daß das Evangelium eines solchen Bestandes von Seiten der weltlichen Gewalt bedarf... Darum verlangen wir von dem Gesetz für unsere Kirchen nichts, und wir können eben so wenig die Begünstigung anderer Kirchen durch dasselbe billigen.“ Die Presbyterianer wurden von den Baptisten und Quäkern unterstützt, aber von den Episkopalen und Methodisten bekämpft, die an die General-Versammlung Gegen-Adressen schickten, durch welche sie verlangten, daß die Entscheidung der Frage dem ganzen Volke übertragen würde; sie waren überzeugt, daß das Volk für die Erhaltung der Staats-Kirche stimmen würde. Jefferson unterstützte die Anträge des Presbyteriums von Neu-Hannover. Durch ein Gesetz vom 5. Dezember 1776 wurden alle der Freiheit des Kultus entgegenstehenden Kolonialgesetze aufgehoben und die Dissidenten von jeder Besteuerung für die bischöfliche Kirche befreit. Ein Antrag zur Einführung einer allgemeinen Steuer für die verschiedenen Kulte, gleich der, deren Wirkungen in Massachusetts wir gesehen, wurde von der Versammlung erst vertagt, später nach sehr lebhaften Verhandlungen definitiv verworfen. Seitdem sind in Virginien Kirche und Staat von einander unabhängig. Aber man sieht wenigstens bei diesem Staat, daß die Trennung nicht so leicht war, als man denkt; der Kampf, um dieselbe durchzusetzen, bildet eine von den schönsten Episoden der amerikanischen Revolution.

Maryland, New-York, Süd-Karolina, alle Kolonien mit einem Wort, wo die bischöfliche Kirche herrschend war, sprachen kurz darauf die Trennung aus. In Neu-England ließ dieselbe länger auf sich warten: es dauerte 40 Jahre, ehe das Beispiel Virginien in Konnektikat nachgeahmt wurde. Im Jahre 1816 verbanden sich die Episkopalen, die Baptisten, die Methodisten und die anderen Dissidenten gegen den Congregationalismus, der dort die privilegierte Kirche bildete, und setzten durch ihre vereinigten Anstrengungen die Aufhebung der alten Kirchspielsteuer durch. Andere Staaten folgten diesem neuen Impuls. Nicht so Massachusetts, das erst 1833 diesen Weg betrat. Es mußte zu diesem Zweck die Constitution verändert werden, und hierzu mußte die Legislatur drei Jahre hinter einander ihre Einwilligung geben. So war also die Trennung der beiden Institutionen in Amerika eine langsame und allmähliche; es dauerte viele Jahre, ehe sie allgemein ward, und sie erforderte eine totale Umgestaltung der Gesetze und Sitten.

Diese Schwierigkeiten werden sich überall finden; aber in Amerika hatte man noch mit ganz besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen, als es sich darum handelte, an die Stelle der Unterhaltung der Kulte durch den Staat das freiwillige System zu setzen, mit Schwierigkeiten, deren Ueberwindung fast unmöglich scheinen mußte. Man hat die Neuheit des Landes als einen günstigen Umstand betrachtet; in der That legte diese gerade die schwersten Hindernisse in den Weg. Die Aufgabe war, den Kultus durch die freiwilligen Leistungen der Gläubigen zu unterhalten; hier aber war die Bevölkerung dünn gesät, ohne Verhältniß zu der Ausdehnung des Landes; von Jahr zu Jahr rückt sie hinter den Indianern her in das Innere der Wälder vor, dann wächst sie auf einmal an gewissen Orten mit erstaunlicher Schnelligkeit; das Hinderniß liegt also hier bald in der Zerstreuung und Vereinzelnung der Bewohner, bald in ihrer plötzlichen Anhäufung. In dem ersten Falle müssen die zerstreuten Schafe erst gesucht werden, im zweiten gilt es, die an einem Tage zusammengelaufenen Herden mit Kirchen und Hirten zu versehen; und hat man alle diese Bedürfnisse befriedigt, dann beginnt oft die Auswanderung auf neue, der Städter wird wieder Ansiedler, und die Kirchen verlieren ihre Stützen durch die Entfernung ihrer bedeutendsten Glieder. Zwar werden diejenigen, die in das Innere vordringen, durch neue Einwanderer aus Europa ersetzt; da aber seit siebzig Jahren die Auswanderung aus Europa mehr durch weltliche Rücksichten, als durch die Macht der religiösen Ueberzeugungen veranlaßt wird, so erzeugt diese nur neue Verlegenheiten. Noch ein Hinderniß endlich, das nicht übergangen werden darf, liegt in der Existenz der Sklaverei. Wie soll man den versammelten Herren und Sklaven christliche Gleichheit und Brüderlichkeit predigen? Man wird also für diese beiden Klassen von Menschen, so lange es der Religion nicht gelungen ist, sie einander zu nähern, besondere Kirchen brauchen, woraus für den Kultus in den dreizehn Sklaven-Staaten doppelte Ausgaben entspringen.

Alle diese Hindernisse sind überwunden worden, die Revolution hat sich vollendet, und, um uns der Worte des Verfassers zu bedienen, in sämtlichen Vereinigten Staaten erhält sich gegenwärtig die Wahrheit nur durch ihre eigene Kraft, ohne Beistand von außen. „Wenn es einen Punkt giebt“, sagt er, „über welchen der evangelische Klerus unserer sämtlichen Kirchen vollkommen einig ist, so ist es der, daß die Verbindung von Kirche und Staat die schrecklichste Geißel wäre, die uns heimsuchen könnte.“ Im Jahre 1775, vor der Trennung in Virginien, belief sich die Gesamtzahl der Geistlichen in den Vereinigten Staaten auf ungefähr 1440 und die der Kirchen auf 1940. Gegenwärtig beträgt die Zahl der Geistlichen, bloß für die evangelischen Kirchengemeinden, 12,333, und die der Kirchen 26,200, und die Zunahme der Bevölkerung, die jährlich 500,000 Seelen beträgt, macht jährlich die Anstellung von 750 Pastoren und die Erbauung von 950 neuen Tempeln nothwendig. Die jährlichen Ausgaben für die evangelischen Kirchen, mit Inbegriff der Bauten, belaufen sich auf nahe an acht Millionen Thaler. Man mag sich einen Zustand denken, der dem freiwilligen System so ungünstig ist, als man nur will; er wird es immer nicht in dem Grade seyn, als die Verhältnisse in Amerika zur Zeit, da man dies System dort einführte. Hier haben wir eine im Großen gemachte Erfahrung, die man, man mag wollen oder nicht, zu berücksichtigen gezwungen ist.

England.

Geschichte einer Deportirten.

(Fortsetzung.)

Will Laub, den wir mit Pat so großmüthig hatten verfahren sehen, war auf dem Schiffe seines Vaters aufgewachsen, der den Postdienst zwischen Harwich an der Küste von Suffex und Fort-Langer an der von Essex versah. Der Capitain Barwood bemerkte den kräftigen und gewandten jungen Mann, schlich sich in sein Vertrauen und machte ihn in einem Alter von zweiundzwanzig Jahren zum Capitain seiner schönsten Brigg. Laub war nicht schwer für das abenteuerliche Leben der Schmuggler gewonnen worden, denn er suchte ein Feld für die Kräfte seines Geistes und Körpers, und vor Allem, er war arm und verliebt. Er liebte Margaret, die schöne Tochter des Pächters Catchpole in Racton, aber er mußte sich erst ein Haus erwerben, in das er sie einführen konnte. Die erlaubten Wege des Gewinnes waren seiner Liebe zu lang; darum nahm er mit Begeisterung das Anerbieten des Capitains Barwood an. Er führte seine Brigg unermüdet von England nach Holland und von Holland nach England, und erlangte bald einen hohen Ruf unter seinen Genossen. Laub war tapfer und edelmüthig, trotzdem er ein Schmuggler war, und Margaret Catchpole, die Tochter des Pächters, war trotz ihrer Deportation keine gemeine Verbrecherin, sondern eine Heldin, deren Schicksal uns rühren muß.

Margaret Catchpole konnte nicht lesen und schreiben, aber sie war rasch und kühn, wie es die Frauen ihrer Gegend alle sind. In ihrem dreizehnten Jahre erfährt sie einmal, daß ihre Herrin, die Besitzerin von Racton, krank ist. Sie springt in den Stall, bindet den kleinen Pony los, schwingt sich auf seinen Rücken und sprengt ohne Sattel und Zügel über den „Bischofsberg“, nach der Stadt Ipswich, um den Chirurgen zu holen. William's Entschluß war lebhaft von ihr getadelt worden; sie wollte selbst nicht die Bänder und Spitzen annehmen, die ihr der Schmuggler von Zeit zu Zeit zukommen ließ, und der Verlauf der Dinge zeigte bald, daß der Rath des jungen Mädchens nicht unklug war. Denn eines Tages brachte Will's Vater, den die Regierung aus Strafe für die Verbrechen seines Sohnes abgesetzt hatte, diesen schwer verwundet auf seinen Schultern zu Margaret. Sie pflegte ihn einen ganzen Monat, heilte seine Wunde und nahm ihm das Versprechen ab, daß er nie mehr sein Leben so schrecklichen Gefahren aussetzen würde. Aber William hatte zugesagt, was er niemals halten konnte. Wer einmal das Zigeunerleben, sey's zu Lande oder Wasser, gelostet hat, den zieht ein unwiderstehlicher Drang zurück in die wilde Unabhängigkeit, welche Schrecken ihm auch drohen mögen. So hatte auch William, als er aus Margaret's Pflege entlassen war, nichts Eiligeres zu thun, als wieder seine Brigg aufzusuchen und unter dem Namen eines Capitains Hudson sein altes Gewerbe fortzusetzen. So galt er für todt und hintertrieb die Nachforschungen Edward Barry's, des Lieutenant's der Küstenoldaten, der ihm die oben erwähnte Wunde beigebracht hatte.

Die normännischen Barry's waren ganz andere Leute, als die sächsischen Laub's. Sie waren tapfer, aber leidenschaftlich loyal und geschworene Feinde der Schmuggler. Edward Barry führte, wie wir erwähnten, den Oberbefehl über die Küstenwächter. Sein Bruder, John Barry, hatte einen sanfteren Charakter und friedlichere Sitten; er lebte in einem Dienstverhältnis auf dem Schlosse Alnebbourne, demselben, wo Margaret beschäftigt war. Nichts war natürlicher, als daß er sich in sie verliebte. Aber, wie Ralph in der „Indiana“ der Mad. Sand, verschloß er das Geheimniß seiner Liebe in seiner Brust, da er wußte, daß er einen glücklichen Nebenbuhler hatte, und blieb schweigsam, ernst und entsagend, aber wie ein Schutzgeist neben der, die er liebte. Als sich das Gerücht von Laub's Tod verbreitete, schöpfte er einen Augenblick Hoffnung und legte Margaret sein Herz zu Füßen. Sie aber, die ihrem Bräutigam traute und ihm glaubte, daß er Schiff's-Capitain in holländischen Diensten sey, wies die Werbung zurück, und unter Ralph, dessen zarte Gestalt und mädchenhafte Züge Margaret nicht hatten bezwingen können, nahm ohne Klage die Rolle des Entsagenden wieder auf, die ihm das Schicksal zugetheilt hatte.

Währenddessen machte Capitain Hudson, dessen Identität mit William Margaret nicht ahnte, großes Aufsehen an der Küste. Er war der kühnste und glücklichste Lieutenant des „Königs der See“, des Capitains Barwood. Wenn ein Gespann von acht kräftigen Pferden nach dem Inneren des Landes unter den Hintenschüssen der Zollbeamten mit einer „Mondscheinsabnung“ jagte, die sich bald in Banknoten oder Guineen umsetzte, so gehörte sie William. Alle List wurde aufgeboten, um den Lieutenant Edward Barry zu täuschen und auf falsche Spur zu bringen, und fast immer gelang es, denn William wurde von seinem Vice-Capitain Luff kräftig unterstützt. Es war dies ein Mann von Eisen, den Barwood, weil er auf seine unverbrüchliche Treue rechnen konnte, dem wirklichen Capitain gewissermaßen zur Aufsicht beigegeben hatte. Luff kannte weder Furcht noch Achtung vor irgend Etwas. Er war weniger ein Mensch, als ein räuberisches Seeungeheuer. William hatte oft zu ihm gesagt, er habe keinen anderen Wunsch, als einmal einen guten Fang zu machen; dann wolle er Margaret heiraten und das wilde Leben auf immer verlassen. Luff wurde es müde, bei jedem Unternehmen, bei jeder Gefahr und jedem Vergnügen das Liebesgewinsel mit anzuhören. „Zum Teufel auch“, sagte er endlich einmal zu dem Capitain, „das nenne ich mir eine Verlegenheit; wenn Ihr das Mädchen haben wollt, so nehmt sie an Bord, und damit Punktum!“ — „Aber ich will sie heiraten, Luff.“ — „Meinetwegen; es giebt in Holland Kirchen so gut, wie anderswo.“

Man kam überein, an der Mündung des Drwell mit Margaret zusammenzukommen. Die Brigg sollte in einiger Entfernung halten, eine Schaluppe

zur Zeit der Fluth den Drwell hinauffahren und Margaret holen. Alles war vorbereitet; Luff ging als holländischer Matrose gekleidet nach Alnebbourne und benachrichtigte Margaret, ihr Bräutigam sey da, könne aber nur zwei Stunden auf dem Lande bleiben, und erwarte sie da und da. Das Mädchen hatte acht Monate nichts von William gehört; man kann sich also ihre Freude denken.

John Luff war gerade angekommen, als eines der uralten sächsischen Feste gefeiert wurde, die sich in jenen Gegenden Englands bis heute erhalten haben. Es war das harvest-home oder der letzte Tag der Aernnte, dessen Ursprung weiter als ein Jahrtausend hinaufreicht. John Barry nahm an dem Mahle Theil, die Ale-Krüge brachten eine feste Lustigkeit in die Gesellschaft, und John's bescheidene Liebe zu Margaret mußte zu verben Späßen herhalten, die des Jünglings zarte Seele verletzten. Er eilte aus dem profanen Kreise, und Margaret, die lange einen Vorwand gesucht hatte, sich ebenfalls zu entfernen, benutzte dazu die Verlegenheit, in die sie der Spott auf ihren stillen Adbeter versetzte. Wie beleidigt, nahm sie ihren kleinen Strohhut und warf das rothe Shawlchen um ihre Schultern, ohne welches selbst das geringste englische Mädchen sich nicht für respectable halten würde.

Das Mondlicht zitterte im Laube der Eichen, und von fern her tönten die Lieder des harvest-home, als zwei Männer auf einer kleinen Barke den Drwell hinauffamen. Sie pielten sich immer am Ufer, als wollten sie sich verbergen, während ihnen ein seltsames Fahrzeug, das eher einer Schachtel als einem Rahne ähnlich sah, auf dem Fuße folgte. Ein buntes Segel flatterte darüber, und drinnen saß ein sonderbares Wesen, wie es kaum die romantischste Phantasie geschaffen hätte. Es war dies ein fast blödbünniger Greis, der auf dem Drwell in einer durchlöcherter und gestickter Barke lebte. Eine spitze Mütze, aus einem alten Frauenärmel gefertigt, bedeckte sein graues Haar, um seinen Hals hing eine Kette von wunderlichen Amuletten, in der Hand hielt er eine lange Stange, die ihm zum Rudern diente, und sein Segel war zusammengeknäht aus rothem Kattun, grünem Sammet und verblichnem Seidenzeug. Man nannte ihn Robinson und hatte eine Scheu vor ihm, wie vor einem Zauberer. Er schien den beiden Männern nachzuspüren, die ihm voranzuführen, und richtete zuweilen einige Worte ohne Zusammenhang an sie.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Die Schafzucht in Spanien.^{*)}

Als die Gegend, welche in ganz Spanien für die Zucht der Merinoschafe am besten sich eignet, giebt man allgemein die Gegend von Segovia an. Obgleich dem auch widersprochen wird, scheint doch so viel gewiß, daß gerade das hochgelegene, trockene Land dieser Zucht günstig ist. In solcher Gegend ist das Gras fein und frei von Unkraut, kurz und mit aromatischen Pflanzen gemischt, und von ganz ähnlicher Beschaffenheit ist die Heimath der tibetanischen Ziegen, die daher bei Segovia und auf dem Libanon sehr gut fortkommen würden. In Biscaya und Asturien sind die Schafe schlecht, und während des Krieges haben oft gemeine Soldaten sich geweigert, ein ganzes Schaf für neun Pfund Schöpfsenfleisch zu nehmen. Dies sind die Thiere, die der pyrenäische schwarze Adler so häufig seinen Jungen zur Nahrung zuführt; ein gewöhnliches Schaf von guter Zucht würde für ihn zu schwer seyn.

Bekanntlich hat das Fleisch der wilden Thiere einen besseren Geschmack als das der zahmen, theils in Folge der stärkeren Bewegung, theils weil jenen eine größere Mannigfaltigkeit von Nahrungsmitteln zu Gebote steht. Was aber den Wohlgeschmack befördert, das muß die Gesundheit des Thieres überhaupt, also auch seine Bekleidung, verbessern. Und das müssen die spanischen Schafzüchter seit langer Zeit gewußt haben, indem man in jenem Lande schon früh große Sorgfalt auf die Kultur der Wolle verwendet hat. Daher schreibt sich auch die mesta, d. h. die Mischung oder Vereinigung großer Heerden, um gemeinschaftlich, je nach den Jahreszeiten, die verschiedenen Theile des Königreiches zu durchziehen. Hierdurch kommen den Schafen gewissermaßen die Vortheile des Wildes zu Gute, ein steter Wechsel der Luft und der Lebensmittel. Das Gras einzelner kleiner Bezirke, z. B. von Benasqua und der Partido d'Albarracin, liefert allerdings das Material für die feinste Wolle; doch können nicht die Schafe des ganzen Landes sich auf diese Bezirke beschränken, und selbst die dortigen würden ausarten, wenn sie ein stillstehendes Leben führten. Nur die regelmäßige Abwechslung erhält die Feinheit der Wolle, und die mesta wird daher wohl, wenn auch mit nöthigen Veränderungen, in Spanien beibehalten werden.

Die Gesellschaft, welcher die wandernden Heerden gehören, besteht aus Edelkenten, Geistlichen oder anderen reichen Besitzern, deren Schafe Merinos oder tras Humantes heißen. Von Einigen wird der Ursprung dieses Gebrauchs in die Zeiten verlegt, in welchen Spanien in Folge der großen Sünde zwei Drittel seiner Bewohner verlor. Es sollen damals die Uebriggebliebenen das herrenlose Land in Besitz genommen und, da sie es nicht anbauen konnten, als Viehweiden benutzt haben. Hieraus entstand dann aber ein neues Uebel. Lange nachdem diese Nothwendigkeit aufgehört hatte, führte man ein Nomadenleben in einem großen Theile des Landes, wo die Schafe buchstäblich den Bauer und die Armen aufgeessen haben. Namentlich ist dies der Fall in Leon und Estremadura, wo Einzelne ohne das geringste Recht ungeheure Weidestrecken in Besitz haben. Ein agrarisches Gesetz ist daher sehr

*) Nach Jennings's Landscape annual or tourist in Spain.

nötig, und sobald dem Lande der Friede wiedergeschenkt seyn wird, wird man auf dies Bedürfnis seine ganze Aufmerksamkeit zu richten haben.

Eine vereinigte Heerde oder mesta zählt zehntausend Schafe und darüber; über jede einzelne Abtheilung ist ein Aufseher oder Mayoral gesetzt, welcher die Schäfer bewacht, die Weide ausfucht und die Dienste eines Thierarztes leistet. Er hat ein Pferd und ein beträchtliches Gehalt. Unter ihm stehen fünfzig Schäfer in vier Abtheilungen, von denen jeder täglich zwei Pfund Brod und monatlich zwischen drei und elf Thaler bezieht. Bei dem Abgange und der Heimkehr der mesta erhält jeder Schafhirt überdies ein kleines Reisegeld, und von einigen Ziegen und Schafen gehört ihm die Milch. Die Zahl aller bei diesen Heerden angestellten Personen beläuft sich auf mehr als fünfzigtausend und richtet sich vermuthlich nach der Stärke der mestas, die sehr abgewechselt hat. Ihre Anzahl betrug vor dreihundert Jahren sieben Millionen, nahm unter Philipp III. bis auf drittehalb Millionen ab, stieg gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts wieder auf vier Millionen, betrug hundert Jahre darauf fünf Millionen und scheint gegenwärtig zwischen fünf und sechs Millionen stark zu seyn. Die Zahl aller Schafe in Spanien beläuft sich auf neunzehn Millionen.

Nachdem die Heerden den Winter in Andalusien, Estremadura, Leon und den beiden Castilien zugebracht, begeben sie sich Ende April oder Anfangs Mai nach den Gebirgen in Aragonien, Navarra und Biscaya. Viele zahlreiche Heerden weiden auf den Bergen um Segovia, Soria und Buztrago, wo die wandernden Schafe, wie man glaubt, den Winter nicht aushalten würden, obgleich die dort heimischen Thiere es können. Während die Schafe in den Gebirgen verweilen, bekommen sie häufig Salz einzunehmen, als eine Arznei gegen die Wirkungen der Winde. Man streut das Salz über große flache Steine; die Schafe werden darüber hingetrieben und können nach Belieben davon essen. An diesen medizinischen Tagen hütet man sie vor kalterdigem Boden, gewährt ihnen aber den thönigen, wo sie mit großer Lust die Kost nehmen. Gegen Ende Juli läßt man die Vöcke zu den Schafen, von denen man sie bis dahin getrennt gehalten. Ende September werden die Berge verlassen und die Ebenen der südwestlichen Provinzen aufgesucht, und zwar gewöhnlich die, wo die Schafe den Winter zuvor gelammt haben. Die großen Heerden in Mittel-Asien und Arabien sind gleich ihren Eigenthümern Nomaden, und wenn die oben angeführte Vermuthung spanischer Gewährsmänner über den Ursprung der mesta nicht gründlicher als bisher bewiesen werden kann, so scheint diese Sitte vielmehr den Arabern nachgeahmt zu seyn. Die Schur geschieht im Monat Mai, während die Thiere nach den Bergen ziehen. Dies ist in diesem Lande ein so wichtiges Ereignis, als anderswo die Aernthe oder die Weinlese. Die großen Gebäude, Esquilnos genannt, in denen das Scheeren vorgenommen wird, können Heerden von fünfzig bis sechzigtausend Stück beherbergen. Festlichkeiten, Gesänge und eine Art von Saturnalien, in denen Eigenthümer und Hirten zusammenkommen, begleiten das Geschäft, und in der ganzen Gesellschaft ist Niemand ernst als das Schaf, welches aus dem Lärm, der es umgiebt, wahrscheinlich schließt, daß es gespeist werden soll; denn die Spanier machen nur viel Geräusch, wenn sie zur Erlegung eines Feindes oder zu Tische gehen.

Bei dem Scheeren, welches trotz allen Jollyen ein widriges Geschäft ist, sind Arbeiter angestellt, von denen jeder eine bestimmte, ihm angewiesene Beschäftigung verrichtet. Tausend Mutterchafe erfordern hundertfünfundzwanzig Personen, während zu eben so vielen Widbern wenigstens zweihundert gehören. Jedes Thier trägt drei oder vier Arten Wolle, deren Feinheit je nach dem Theile des Körpers verschieden ist, von dem sie genommen wird. Wie beim Menschen, sind auch hier die Weibchen am feinsten bekleidet; ihr Anzug ist dünn, nur etwa fünf Pfund schwer und beträgt drei Fünftheile von der Wolle eines Vockes. Die Wolle wird entweder zur Ausfuhr nach Seehäfen oder, wenn sie im Lande bleiben soll, nach einigen Orten in Castilien befördert, die man Wasch-Stationen nennt. Zu den bedeutendsten Anstalten dieser Art gehört die von Segovia. Die Wolle wird den Sortirern oder Apartadores übergeben, die ihr Geschäft so geübt macht, daß sie beim Anblick der Flocke sogleich wissen, von welchem Theile des Körpers sie geschoren ist. Dann wird die Wolle getrocknet, geschlagen, gewaschen, gereinigt und nochmals das schadhafte oder beschmutzte sorgfältig ausgeschieden. Alle auf Handhabung der Merinoheerden bezüglichen Gesetze sind nun etwa dreihundert Jahre alt und bedürfen der Reform, schon deshalb, weil sie nur von den bei der Sache Beteiligten gemacht sind. Es giebt sogar einen eigenen Gerichtshof, consejo de la mesta genannt, der, unter dem Vorsitz eines Rathes von Castilien, aus vier alcaldes mayores entregadores, eben so vielen Kanzlern und Aguacils besteht, von den Heerden Zoll eintreibt, die Marschroute der Schafe bestimmt und die Streitigkeiten und Zänkereien jener Artadler schlichtet. Ein Theil von der Macht dieses Gerichtshofes ist auf die Eigenthümer der Schafe und auf die Untergebenen jener Herren übergegangen, was eine Quelle zahlloser Mißbräuche geworden ist.

Mannigfaltiges.

— Englische Hofsleute und deutsche Künstler am Rhein. Ein Londoner Korrespondent der in Paris erscheinenden Revue Britannique schreibt derselben, die Umgebungen der Königin Victoria bei den Festen am Rhein seyen keinesweges so zufrieden mit den letzteren, als man bei der Aufmerksamkeit, die der jungen Monarchin von Seiten ihres königlichen Wirthes erwiesen

worden, hätte erwarten sollen. Die Schuld davon trage vielleicht nichts Anderes als der Umstand, daß die brittischen Hofsleute, die in dieser Beziehung noch anspruchsvoller als selbst die deutschen seyen, mit einiger Eifersucht gesehen, welche Ehren man am Rheine den zum Beethovenfeste versammelten Künstlern erwiesen, so daß die Statue des verstorbenen Meisters gewissermaßen die erste, der königliche Gast dagegen nur die zweite Figur bei jenen Festen gespielt habe. „Als erst einmal“, fährt der gedachte Korrespondent fort, „der offizielle Kanonendonner vorüber war, drängte sich Alles nach der Statue des großen Komponisten hin, dem das Volk seine Huldigungen darbrachte und dessen Symphonieen man hörte statt des gewohnten „Rule Britannia“ oder des erwarteten „God save the Queen!“ Ja, es ist bei unseren Hofsleuten der Glaube aufgekommen, daß, wenn Deutschland der erhabenen Reisenden einen so freundlichen Empfang zu Theil werden läßt, dies besonders darum geschieht, weil sie sich zum Gemahl einen deutschen Prinzen erwählte, der selbst ein wenig Musiker und Komponist ist. Das ungeschickte Baronet gegen mich ausgesprochen, der nicht einmal das Ende jenes Volksfestes abgewartet, von dem er behauptet, daß es für seine Souverainin weit weniger Anziehendes gehabt, als die Aufnahme in Schloß Eu. Dort wenigstens, sagte mein aristokratischer Freund, befanden sich die versammelten Könige, Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen ausschließlich im Vordergrunde, während dem Volke die ihm gebührende Stelle vor der Thür angewiesen war: ja einige Ausnahmen abgerechnet, haben dort die Militairs und die Künstler selbst nur im Gefolge sich befunden. Mit seinem musikalischen Enthusiasmus also hat das gute Deutschland nur der Demokratie gehuldigt, während es der Kunst zu huldigen glaubte.“

— Gegen Eugen Sue. Wir haben kürzlich das Schlusswort zu Eug. Sue's ewigem Juden mitgetheilt, worin er unter Anderem behauptet, daß das, was er in dem gedachten Romane von den Jesuiten erzähle, nur etwas allgemein Bekanntes, wenn auch in einer neuen Form, sey. Ein Kritiker in der Revue des deux Mondes, Herr Paulin Limayrac, ist nicht dieser Ansicht und äußert sich vielmehr in nachstehender Weise: „Heißt das wohl künstlerisch verfahren, ja heißt es auch nur einen guten Roman schreiben, wenn man in einem Augenblicke, wo die Gesellschaft Jesu das allgemeine Mißtrauen und den öffentlichen Unwillen gegen sich hat, diese zum Stoffe der Erzählung macht? Das heißt wahrlich den Roman zum Pamphlet erniedrigen, selbst wenn man wie ein redlicher Zeuge nur die Wahrheit und nichts als die Wahrheit sagt; um wie viel mehr ist dies aber der Fall, wenn man die Sachen übertreibt und ungerecht ist, wie Herr Sue? Die Jesuiten unserer Zeit zu Mißthulbigen oder vielmehr zu Anstiftern der Thugs, jener indischen Mörder, machen — heißt das nicht, sie verleumben? Nun sagte aber schon Voltaire, daß derjenige sehr ungeschickt seyn müsse, der einen Jesuiten verleumde. Gleichwohl kann man Herrn Sue nicht der Ungeschicklichkeit zeihen; im Gegentheile könnte man ihm eher vorwerfen, daß er nur zu geschickt die Unpopularität der Jesuiten sich zu nuße gemacht und abermals einen literarischen Success in Dingen gesucht habe, die Alles in der Welt, nur nicht literarisch sind. Ja, man sage, was man will, das heißt nicht auf würdige Weise der Kunst und der Einbildungskraft sich bedienen, wenn man bald an den öffentlichen Standal, wie in den „Geheimnissen von Paris“, und bald an die Verleumdung, wie im „ewigen Juden“, sich wendet. Sicherlich wird man uns nicht des Jesuitismus beschuldigen, wenn wir auch die Ansicht aussprechen, daß die Jesuiten, selbst wenn sie außer dem Gesetze sich befinden, doch nicht vom Menschenthum ausgeschlossen, und daß es daher nicht erlaubt seyn kann, sie als eine Bande von Dieben und Mördern, mindestens nicht ohne Beweise, und in einer reinen Fiction hinzustellen. Weil die Schlupfwinkel der Hauptstadt, die Ihr doch mit so vielem Wohlgefallen durchstöbert habt, Euch im Stiche lassen und Ihr eines neuen Registers von Verbrechen bedürft, um Eure Leser zu unterhalten, darum seyd Ihr noch nicht berechtigt, die Jesuiten als der niederträchtigsten Handlungen fähig und als würdige Seitenstücke zu Jacques Ferrand und zum „Schulmeister“ darzustellen. Wir wollen zugeben, daß jene Männer dem Freiheitsfinne, der etwas mißtrauischer Natur ist, verdächtig, daß sie dem Geiste unseres Jahrhunderts feindselig sind; aber von da bis zur Pöbelerei, zum Raube, zum Menschenmorde, um Goldes wegen, ist doch noch ein weiter Weg. Habt Ihr Beweise in Händen, nun so tretet damit hervor, klaget an und donnert so laut Ihr wollt, seyd die Rächer der beleidigten Menschheit und Sittlichkeit; ja, Ihr Romanschreiber, werdet ein beredter Staatsanwalt, und möge Euer Werk ein furchtbares Requisitionarium seyn, von welchem mächtige Schurken zerschmettert werden unter dem Beifalle der Welt und zu Eurem Ruhme. Ihr habt dann vielleicht keinen Roman gedichtet — Ihr habt vielmehr ein verdienstvolles Werk gethan, eine nützliche Mission erfüllt. Aber ist dies wirklich der Fall? Habt Ihr Beweise? Habt Ihr nicht vielmehr die Verbrechen nach Gutdünken erfunden? Und indem Ihr Eure Gegner dergestalt anschwärzet, indem Ihr sie als verabscheuungswürdige Vandalen schildert, neben denen die Galeerenklaven wahre Heilige sind, habt Ihr den Haß, den sie einflößen, nicht förmlich zu exploittiren gesucht? Habt Ihr nicht Euren Erfolg auf Kosten ihrer Ehre und der Wahrheit erreichen wollen? Wenn dem so, so könnt Ihr in keinem Falle vor dem Richterstuhle der Moral bestehen, wenn auch vielleicht die literarische Kritik, die vor Allem das Schöne liebt, mildernde Umstände findet in einem ergreifenden und poetischen Werke. Ach, wie wenig aber ist in Euren Werken von wahrer Poesie und von ergreifender Darstellung zu finden!“